Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

VON DER LIBERALKONSTITUTIONELLEN MONARCHIE ZUM REGIME DER MASSENPARTEIEN

Neuerscheinungen zur modernen Geschichte Italiens

Die Absicht dieses Beitrags ist es, auf einige neue Publikationen zur modernen italienischen Geschichte *hinzuweisen.* Die getroffene Auswahl aus der Masse der Neuerscheinungen mag etwas willkürlich erscheinen. Mit ihr ist kein negatives Urteil über nicht erwähnte Bücher impliziert. Aber sie soll doch, so hoffe ich, einen Faden liefern zu einem Gang durch die italienische Geschichte des 20. Jahrhunderts, die so zahlreiche politische Wendungen, so weitgefächerte soziale Spannungen und eine so rapide wirtschaftliche Entwicklung aufweist, dass für den hier in Betracht gezogenen Zeitraum kaum in einem andern europäischen Land eine vergleichbar reiche Palette politischer und gesellschaftlicher Formen sichtbar wird. Es ist hier, das sei betont, kein historiographischer Forschungsbericht beabsichtigt, sondern an die Aufgabe der Vermittlung gedacht im Blick auf ein Nachbarland, dessen Geschichte und aktuelle Politik uns schon aus geographischen, demographischen und kulturellen Verknüpfungen nicht gleichgültig lassen kann.

Das geistige Profil des Novecento

An den Anfang sei hier ein literaturgeschichtliches Werk gesetzt: Von der grossen «*Storia della Letteratura Italiana,*» die *Emilio Cecchi* und *Natalino Sapegno* gemeinsam ediert haben, ist der neunte und letzte Band erschienen, in welchem eine Reihe unterschiedlich markanter Autoren die italienische Literatur des 20. Jahrhunderts behandeln[1]. Nach Ausstattung und Ausführung handelt es sich da um einen jener typisch italienischen Prachtsbände, wie das deutsche Verlagswesen sie kaum zu liefern vermag. Er lohnt die Lektüre einerseits auch für den Historiker wegen der Portraits über die grossen Italiener unseres Jahrhunderts wie Gabriele d'Annunzio, Benedetto Croce, Luigi Pirandello und Italo Svevo und gibt anderseits – auch bibliographisch – umfassende Information über die vielen, die weniger herausragen, aber für die geistige Bewegung Italiens in der «modernen» Zeit dennoch wichtig sind. (Die Mängel, die auch dieses tausendseitige Handbuch aufweist – zum Beispiel sind Namen wie Stuparich, Angioletti und Schriftstellerinnen wie die Negri vergessen – fallen dabei für den, der Einstieg und Orientierung sucht, nicht ins Gewicht.)

Gerade an Croce, der hier vornehmlich als Literaturkritiker gewürdigt ist, und an d'Annunzio wird die enge Verschränkung von Schriftstellerei und Politik anschaulich, die in den Ländern romanischer Zunge immer in einem «natürlicheren», weniger feindseligen Verhältnis zueinander standen als in

Deutschland. Da wird einerseits im Abschnitt über d'Annunzio das Bild des *irrationalen* Ästheten gezeichnet, der als die italienische Inkorporation der Décadence, des literarischen Fin-de-siècle anzusprechen ist und sein eigenes Leben als Kunstwerk stilisiert, der 1911/12 den libyschen Kolonialkrieg seines Vaterlandes mit den Canzoni d'oltramare feiert, im «strahlenden Mai» 1915 mit den Nationalisten zusammen die Intervention in den Ersten Weltkrieg predigt, dann vom Schreibtisch aus die Stahlgewitter an den Kriegsfronten preist und schliesslich, sich selbst in seine heldischen Kommandantenfiguren verkleidend, beinahe bruchlos zum politischen Hasardeur wird als Protagonist des Abenteuers von Fiume. Sein geistiges Werk gibt irgendwie Folie und Vorwurf ab für den Wettlauf Mussolinis um die politische Macht. Seit dessen Marsch auf Rom (1922) gehen beide Seite an Seite, anerkennen und feiern sich gegenseitig als Führer bzw. Dichter der italienischen Nation. Dagegen steht auf der andern Seite die überragende, mit dem Adjektiv «*rational*» allerdings nur ungenügend charakterisierte Figur des Kritikers und Denkers Benedetto Croce, des grossen Liberalen, der in der Risorgimentotradition steht, als Philosoph den Hegelianismus zum Historizismus reinster Prägung ausformt und endlich als unbestrittenes Symbol des liberalen Antifaschismus nach der Verabschiedung Mussolinis zum Erziehungsminister aufsteigt.

Damit sind bereits einige wichtige Filiationen der geistigen und ideologischen Entwicklung im ersten Viertel des Jahrhunderts umrissen, die der Turiner Rechtsphilosoph und Politologe *Norberto Bobbio* in einem meisterhaften Essay in all ihren Schattierungen nachzeichnet. In seinem «Profilo ideologico del Novecento», dessentwegen diese Literaturgeschichte hier Erwähnung findet, kennzeichnet er zuerst die geistige Ausgangslage um die Jahrhundertwende. Der Marxismus, von der erst 1892 gegründeten Sozialistischen Partei Italiens getragen und sie nährend, nimmt in einer kurzen Blüte die besten Geister (unter ihnen Croce und Antonio Labriola[2]) in Beschlag und bildet den eigentlichen Anstoss zur Überwindung des wissenschaftlichen (und politischen) Postitivismus. An seiner Stelle gewinnen im italienischen Geistesleben dann teils irrationale, teils elitäre und antidemokratische Lehren (W. Pareto) die Oberhand, als deren politische Kehrseite sich bereits vor dem libyschen Kolonialkrieg der imperialistisch eingefärbte Nationalismus offenbart. Der Marxismus seinerseits findet keine «reinen» Fortsetzer, sondern spaltet sich ideologisch bis 1912 auf in eine revisionistische Linie, auf der sich die italienische Sozialdemokratie konsolidiert, und in eine maximalistisch-revolutionäre Richtung anarchosyndikalistischen Typs (im Sinne von Sorels Theorien einer direkten politischen Gewalt der Gewerkschaften), zu deren Wortführern vor dem ersten Weltkrieg neben andern auch der Primarlehrer und Journalist Benito Mussolini zählt. In den Mittelpunkt jener Jahre rückt Bobbio dann die überragende Position Benedetto Croces in seiner Eigenschaft eines politischen Philosophen, würdigt die Bedeutung von dessen geistiger Restauration im besten Sinne; vergisst aber auch nicht die Leistung der intransigenten Demokraten vom Schlage Salveminis, des-

sen aus den Idealen von 1789 gespeiste politische Aufklärungs- und Erziehungsarbeit mit der Gewährung des allgemeinen Stimm- und Wahlrechts im Jahre 1911 überraschend früh wenigstens formal eine gewisse Krönung findet. Der eingeleitete Demokratisierungsprozess wird dann aber durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen. An seinem Ende liegt ein politisch wie geistig zerrissenes Italien vor uns, das nun zunächst während dreier Jahre zwischen bolschewistischer Revolution und faschistischer Reaktion oszilliert und schliesslich ab 1922, endgültig ab 1925 mit Mussolinis Herrschaft die Epoche des Faschismus in Europa einleitet. Dessen spezifische Ideologie gibt Bobbio in einem bündigen Abriss anhand der Schriften seiner wichtigsten Vertreter, vorab Giovanni Gentiles.

Bobbios Essay endet mit der Schilderung der Ideale des italienischen Widerstands christlichdemokratischer, republikanischer, libertärsozialistischer und kommunistischer Observanz, in welchem der geistige Grund gelegt wird für die Gründung der Republik. Mit ihrem Sieg verschwindet 1946 die italienische Monarchie, nicht nur in ihren Trägern, sondern auch als Institution kompromittiert durch ihre Komplizenschaft mit dem Faschismus. Eine sehr nützliche, kenntnisreiche Bibliographie rundet den hundertseitigen Aufsatz Bobbios ab, der eine äusserst präzise und lesbare Orientierung bietet über die wesentlichen ideologischen Strömungen des modernen Italien.

Zwischen Reform und Revolution: die Sozialisten

Die mit der Industrialisierung des Landes[3] aufs engste verknüpfte Geschichte des Sozialismus beschäftigt die gegenwärtige italienische Geschichtsschreibung stark. Zwar hat Lenin 1921 erklärt, die sozialistische Partei Italiens sei «nie wirklich revolutionär gewesen»[4]. Dieser Ausspruch des Russen ist cum grano salis zu verstehen; er erklärt sich teilweise aus Lenins damaligen Absichten, die einflussreichen Reformpolitiker in der sozialistischen Partei Italiens (F. Turati und G. M. Serrati) zu schwächen, um dadurch den Boden für die Gründung der kommunistischen Partei zu ebnen. Wie sehr die beiden – auch heute – konfliktgeladenen Pole Reform und Revolution die innerparteilichen Debatten der dreissigjährigen Geschichte des Partitio Socialista Italiano (PSI) bis zum Beginn seiner Unterdrückung durch den Faschismus beherrscht hat, geht mit grosser Deutlichkeit hervor aus den beiden Publikationen von *Luigi Cortesi* «Il socialismo italiano tra riforme e rivoluzione»[5], der die Kongressdebatten von 1892 bis 1921 wiedergibt, und von *Giuseppe Mammarella* «Riformisti e rivoluzionari nel partito socialista italiano 1900–1912»[6].

Cortesis Anthologie der Parteikongressdokumente zeigt die Strömungen und personellen Fluktuationen innerhalb der Partei, die die jeweilige Strategie der sozialistischen Bewegung bestimmten. Nach Überwindung der innenpolitisch reaktionären, «preussischen» Periode in der Spätzeit der Herrschaft Crispis und seiner militaristisch angehauchten Nachfolger vermag sich ab 1901 in der Ära des grossen piemontesischen Staatsmannes Giolotti der reformistische Kurs im PSI zu konsolidieren. Man darf sagen, dass er über die Revolutionäre um so eher obsiegt, je erfolgreicher sich die

(von Giolitti damals gesuchte) sozialpolitische Zusammenarbeit der Reformsozialisten mit der Regierung gestaltet. In Perioden, da innerhalb der Regierung konservative Gruppierungen das Übergewicht hatten, erhielten mit einiger Regelmässigkeit die revolutionären Strömungen innerhalb des PSI neuen Auftrieb. Wie sich die parteiinternen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit den innen- und aussenpolitischen Ereignissen im einzelnen vollzogen, zeigt die Studie Mammarellas, die sich auf die Jahre 1900 bis 1912 beschränkt, auf eine Periode also, in der sich die ideologischen Positionen soweit differenzieren und polarisieren, dass am Ende der Bruch zwischen «Linken» und «Rechten», zwischen Transigenten und Intransigenten Tatsache ist. Motiv zu dieser Scheidung bietet einerseits die parlamentarische, von Giolitti halbwegs mit der Konzession des allgemeinen Stimmrechts erkaufte Unterstützung des libyschen Kriegs durch sozialistische Abgeordnete; anderseits ist sie mit der Verschärfung der sozialen Lage durch eine 1911 im Gefolge des Krieges beginnende wirtschaftliche Rezession in Zusammenhang zu stellen. Die Mehrheit der sozialistischen Partei distanzierte sich unmissverständlich von dem Kolonialkrieg, der in den Augen der Nationalisten die «Schande» der Niederlage von Adua (Mammarella S. 298) reinwaschen sollte; fortan hielt die Parteileitung den intransigenten Kurs der Gründerjahre durch.

Die verbleibenden zweieinhalb Jahre bis zum Ersten Weltkrieg bringen eine teilweise Umorientierung der politischen Formationen im italienischen Sozialismus mit sich. Mussolinis abrupte Schwenkung vom revolutionärgewerkschaftlichen Flügel zum extremen Nationalismus ist bekannt. Auf der andern Seite werden einige profilierte Sozialisten (Bissolati, Salvemini) mit dem Ausbruch des Krieges zu sogenannten «demokratischen Interventionisten», die für den Kriegseintritt auf Seiten der Westmächte kämpfen in der idealistischen Hoffnung, mit einem letzten Krieg die von imperialistischen Monarchen dominierten Völkerschaften endgültig zur Freiheit, zu Selbstbestimmung und Glück führen zu können. In der Praxis führte das momentan zu einer im Rückblick bedauerlichen Aktionsgemeinschaft mit den (zum Expansionskrieg drängenden) Nationalisten. Der starke Kern des PSI blieb aber 1915 den alten Idealen der Zweiten Internationale treu und rettete damit – als beinahe einzige sozialistische Partei – das Gesicht [7]; die französischen und deutschen Sozialisten hatten sich längst mit dem Krieg ihrer Vaterländer solidarisiert.

Die Dokumentation Cortesis führt die erste grosse Periode des italienischen Sozialismus zu Ende. Der Verfasser gibt mit seinen kritischen Einführungen zu den einzelnen Parteikongressen einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der Parteigeschichte. Dank der reichen Bibliographie wird die Anthologie zugleich zum unentbehrlichen und sehr praktischen Arbeitsinstrument des Historikers.

Liberalkonservative Opposition gegen Giolitti: Albertini

Wer von den sekundärliterarischen Interpretationen der Nachgeborenen zur direkten Anschauung des historischen Prozesses vordringen will, der hat nun in *Luigi Albertinis* Briefwechsel der Jahre 1911–1926 eine neue Dokumen-

tensammlung erster Ordnung zur Hand [8]. In den vier Bänden tritt das reiche Panorama des politisch-kulturellen Lebens vorwiegend liberalkonservativer Prägung dieser Jahre vor Augen; sehr oft in den Formulierungen seiner markantesten Vertreter, die die Lektüre streckenweise zu einem Vergnügen machen. Zu den Gesprächspartnern Albertinis, dem Chefredaktor des «Corriere della Sera», gehören unter andern Luigi Einaudi (Staatspräsident 1948–1954), der Politologe Gaetano Mosca, der Schriftsteller G. A. Borgese, Francesco Saverio Nitti (Ministerpräsident 1919/20), Luigi Luzzatti (Ministerpräsident 1911), Antonio Salandra (Ministerpräsident 1914–1916), aber auch Geister wie der junge Antifaschist Piero Gobetti oder Gabriele d'Annunzio usf. Als sehr junger Mann hatte der Jurist Albertini im Jahre 1900 (warum der publizierte Briefwechsel erst mit dem Jahr 1911 einsetzt, bleibt bedauerlicherweise im Dunkel!) die Leitung des «Corriere della Sera» übernommen und diese Tageszeitung als Chefredaktor und Unternehmer zu einem Organ ausgebaut, das unbestrittenermassen der italienische opinion leader seiner Zeit war. Inspiriert am politischen Modell des englischen Liberalismus – Albertini hat sich kurz vor der Jahrhundertwende zur Weiterbildung in England aufgehalten –, wird der junge Chefredaktor bald zum profilierten Gegner von Giolittis Regierungsprogramm. Giolitti, der die politische Szene Italiens von 1901 bis 1914 beherrschte, nahm die Industrialisierung ganz Oberitaliens zum Ausgangspunkt seiner politischen Überlegungen und akzeptierte die Existenz einer starken industriellen Arbeiterschaft als ihr unausbleibliches Komplement. Mit diesen beiden sozialen und wirtschaftlichen Kräften, den industriellen Unternehmern und der sozialistisch orientierten Industriearbeiterschaft, betrieb Giolitti seit Anfang 1901 eine entschiedene Politik der sozialen Reformen zugunsten der Arbeiter, die bis dahin kaum irgendwelchen gesetzlichen Schutz gegen die Willkür der Arbeitgeber genossen hatten. Die Widerstände der Unternehmer brach er dabei im Parlament meist mit Hilfe der feudalen Agrarier aus dem Süden, die sich ihre politischen Handlangerdienste vorwiegend mit protektionistischen Massnahmen zum Schutz ihrer extensiv betriebenen Landwirtschaft abgelten liessen. (Die bäurische Bevölkerung des Südens blieb denn auch folgerichtig das Stiefkind der «sozialistischen Monarchie».)

Dem liberalkonservativen Albertini, dessen politische Kategorien sich an den Ordnungsvorstellungen der stadtbürgerlichen Mittelschichten orientierten, erschien die von Giolitti angepeilte Kräftigung des Reformsozialismus verfehlt; er hätte eine auf die mittleren Schichten des gebildeten italienischen Bürgertums abgestützte Politik vorgezogen. Als 1911 die Einführung des praktisch allgemeinen Stimm- und Wahlrechts Tatsache war und die ersten «demokratischen» Wahlen für 1913 in Aussicht standen, drängte sich ihm der Gedanke einer Organisation dieser politischen Kräfte auf: Eine starke liberale Partei (die zu gründen Giolitti sich beharrlich weigerte) hätte das Land nicht nur vor den ständigen Konzessionen an die Sozialisten bewahren, sondern politisch auch vor den Klerikalen retten sollen.

Die Klerikalen, seit der Gründung des liberalen Nationalstaats Italien des-

sen erklärte Todfeinde, begannen ja mit eben den Wahlen von 1913, bei denen sie gemäss einem geheimen Abkommen ihres Anführers Gentiloni die Stimmen für die politische Klientel Giolittis einlegten, erstmals ein politischer Faktor im modernen Italien zu werden. Zuvor hatte das päpstliche «non expedit» jegliche politische Beteiligung der Katholiken am liberalen Staat unterbunden. Angesichts dieser Entwicklung schreibt Albertini am 9. Oktober 1913 an Ugo Ojetti: «Das Land braucht eine Führung. Wenn der, der es leiten muss, allen Impulsen unterliegt, die es manifestiert, die Parteien vernichtet, Probleme aufgreift, die nicht im öffentlichen Bewusstsein liegen, künstliche Plattformen schafft und Wahlkämpfe auf der blossen Basis des Attachements an die Person des Regierungschefs ansagt, bleibt das Land in der Betäubung, kommen die Klerikalen voran, und wenn wir sie dann bekämpfen wollen, wird es zu spät sein. ..... Giolittis Regierungsprogramm wird noch Überraschungen bringen, aber nicht zum Schaden der Katholiken und der Sozialisten, sondern zum Schaden des liberalen Bürgertums, das das Zepter der Macht nur mehr vermeintlicherweise in Händen hält.» (Bd. 1, S. 203 f.) Auf einen entsprechenden Artikel Albertinis im «Corriere» spricht dann G. Malvezzi das aus, was sich aus dieser Sicht der Dinge aufdrängte: «avete adesso un magnifico compito da assolvere; la *ricostruzione del partito liberale*, secondo la tradizione di Cavour, di Lanza e di Sella; ... tu sei degno di guidare questa riscossa *del partito che fece l'Italia*» (26. Okt. 1913, S. 207). Trotz der «klerikalen Gefahr» kam es aber nicht zur erwogenen Wiedererwekkung des «alten Bewusstseins der italienischen liberalen Partei» (S. 207) unter der von vielen herbeigewünschten Führung Albertinis.

Die Einigkeit der politischen Kräfte zur Verwirklichung eines Regierungskabinetts aus sozusagen «klassischen» Liberalen, die nicht mit, sondern *gegen* die «Extreme» (Radikale, Republikaner, Sozialisten) regieren sollten, existierte nicht: «il dissidio è fra quei liberali che vogliono governare coi riformisti e quelli che non vogliono spingersi fino ai riformisti. Noi siamo fra questi ultimi.» (Albertini am 23. Dez. 1913, S. 223.) Albertini findet also keine organisatorische Basis für eine Politik, die ohne «grosse Konzessionen» (ebenda) an die «monarchia socialista» (wie sie Giolitti in den Augen Albertinis laufend gewährte) auskäme. Dies obwohl der erste Wahlgang bei allgemeinem Stimmrecht die Sozialisten «um 20 Jahre zurückgeworfen hat». (Albertini an Salandra, 16. Juni 1914, S. 243). Die moderne politische Kräftekonstellation von Bürgertum und Arbeiterschaft, wie sie in gewandelter Form noch heute fortbesteht, war in Italien nicht mehr rückgängig zu machen; die hohe Zeit des laizistisch-liberalen Risorgimentostaates nicht wieder herstellbar. Der späteste Zeitpunkt zur Gründung einer bürgerlich-liberalen Massenpartei modernen Typs war damit verpasst. Mit dem Zerfall von Giolittis persönlicher Klientel hat der Liberalismus alten Schlags in Italien ausgespielt. Die bürgerlichen Kräfte gruppieren sich später zum wesentlichen Teil bei den Christlichdemokraten ein. Der nach dem Faschismus neu begründete Partito Liberale Italiano ist im heutigen politischen Kräftespiel des Landes nicht viel mehr als eine «quantité négligeable».

Für die Kriegsintervention zugunsten der Entente

Als scharfsinniger Beobachter und Analytiker der internationalen politischen Situation war Albertini des expansionistischen, imperialistischen Charakters der wilhelminischen Aussenpolitik früh gewahr geworden. Als dann Österreich-Ungarn im Einverständnis mit Berlin den Krieg gegen Serbien im Sommer 1914 auslöste, ohne den italienischen Dreibundspartner zuvor zu konsultieren, waren die politischen Optionen, die Italien im europäischen Konflikt einnehmen sollte, für den inzwischen zum Senator des Königreichs avancierten Publizisten rasch klar: «Österreich hat den europäischen Krieg entfesselt aus Interessen, die den unsern zuwiderlaufen und *gegen* die (im Dreibund) vereinbarten Abmachungen» (24. Sept. 1914, S. 281). Die Folge davon war bei Kriegsbeginn die Neutralitätserklärung Italiens.

Neutralität hätte nach Albertini in die Isolierung geführt und wäre nach seiner Beurteilung Italien zur Last gefallen, wie auch immer der Krieg ausginge. Sich der Fatalität dieses Ringes beugen und im Sinne der eigenen Interessen daran partizipieren oder «ritterlich» abseits bleiben und damit einen riesigen «moralischen Verlust», gar eine «innere Revolution» riskieren: «Ecco l'alternativa per noi.» So schreibt Albertini am 24. September 1914 einem Freund (S. 282) und fordert, dass Italien den Schatten der bequemen Neutralität überspringe, um die «eigenen Interessen», die «Unabhängigkeit», die «natürlichen Rechte» Italiens, auch territorial, zu verteidigen. (S. 285). Also: Intervention in das europäische Ringen auf Seiten der Westmächte. Aus solchen Überlegungen gehört Albertini zu jenen italienischen Interventionisten der ersten Stunde, für die der Weltkrieg – gesehen sozusagen mit der Brille Mazzinis – zum letzten Unabhängigkeitskrieg Italiens wird. Stark verwurzelt in der Tradition des Risorgimento, ist Albertini nicht in einen Topf zu werfen mit jenen Nationalisten um Mussolini, die in einer Intervention Morgenluft witterten für expansionistische Ziele, die weit über die Annektion strategisch wichtiger Positionen am Brenner hinaus wollten.

Es versteht sich, dass Albertini seinen Interventionskurs dann auch publizistisch vertritt und auf den Umbau der Regierung zugunsten konservativer Neutralitätsgegner hinwirkt. Tatsächlich kommt noch 1914 Salandra an Stelle von Giolitti an die Macht. Allerdings lässt sich Albertini wie ein anderer prominenter Interventionist, Salvemini, von den wahren Absichten der neuen Regierungsmänner täuschen, indem er deren bedenkliches Liebäugeln mit nationalistischen Konzepten (Kriegseintritt zugunsten jener Partei, die mehr territoriale Versprechungen macht) nicht sofort durchschaut. Als diese Absichten gegen Kriegsende bekannt werden, kämpft er gegen die Nationalisten um so stärker für die Durchsetzung der Wilsonschen Prinzipien, also für nationale Selbstbestimmung, aber gegen die Annektion von adriatischen Küstengebieten mit slawischer Bevölkerungsmehrheit: «Non vogliamo per Fiume perdere l'Italia» (Band 3, S. 1319), ist Albertinis Losung. Im übrigen wehrt sich Albertini aber energisch dagegen, das Schiedsrichteramt über die Neuordnung Europas in Versailles einfach den Amerikanern zu überlassen (z. B. Bd. 2,

S. 1003). Darin sekundiert ihn der damalige Londoner Korrespondent des «Corriere», G. A. Borgese, dessen kompetente und kritische Behandlung der «Nationalitätenpolitik» die eigentliche Entdeckung dieses Epistolario ausmacht.

Der Antifaschist und der Historiker

Die Situationsanalysen zu den innenpolitischen Wirren, in die Italien in den Nachkriegsjahren geriet, zeigen dann erneut die politische Unbeirrbarkeit Luigi Albertinis. Er vergibt sich weder etwas in der Beurteilung der bolschewistisch inspirierten revolutionären Versuche von 1919 und 1920, noch vermag er – allerdings nach anfänglichen Sympathien – in der faschistischen Reaktion darauf eine heilsame Wendung zu erblicken. Der liberalkonservative Gegner Giolittis von vor dem Weltkrieg wird mit der Machtübernahme Mussolinis zum ebenso entschiedenen Verfechter des liberalen Staates und seiner konstitutionellen Grundlage, des Statuts von 1848. Er verurteilt die faschistische Politik, die sich des Drucks der Strasse bedient und Gesetze nur dort respektiert, wo sie den eigenen Machtaspirationen der Faschisten dienen. So haben wir im vierten und letzten Band dieses Briefwechsels den Verteidiger des Rechtsstaats, den Sachwalter der Legalität und insbesondere auch der Pressefreiheit vor uns, der als Senator zum Anführer der konstitutionellen Opposition gegen Mussolinis faschistische Innenpolitik aufsteigt. Aber mit der Konsolidierung der eigenen Macht schaltet Mussolini seine Opponenten erbarmungslos aus: 1925 wird Albertini seiner Funktionen als Chefredaktor enthoben und auch als Verleger aus dem Unternehmen herausgeworfen. Seine Leaderrolle im inneritalienischen Antifaschismus, die ihm Gleichgesinnte aus gegensätzlichen politischen Lagern wie Croce, Salvemini und Amendola zugedacht hatten, war ausgespielt.

Mit diesem Briefwechsel steht jetzt der Geschichtswissenschaft ein neues Dokument ersten Ranges zur italienischen und auch europäischen Geschichte im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts zur Hand. Es tritt gleichberechtigt an die Seite der andern grossen Werkeditionen zu einzelnen Protagonisten dieser Jahre: der wirtschaftlichen und politischen Chroniken *Luigi Einaudis* [9] etwa oder der früher publizierten Reden [10] und Akten aus dem Privatarchiv *Giovanni Giolittis* [11]. Schliesslich stellt Albertinis Briefwechsel die ideale Verifikation und Fortsetzung seiner eigenen grossen historischen Darstellung der Ereignisse von 1898 bis 1918 dar, die jetzt in fünf Bänden neu aufgelegt [12] worden ist und den Verfasser zusammen mit seinem berühmten dreibändigen Werk über die Ursprünge des ersten Weltkriegs [13] auch als einen Historiker von bedeutsamem Kaliber ausweist.

Fernwirkung der russischen Revolution: die Gründung der KPI

Zu den auch langfristig entscheidenden Ereignissen der modernen italienischen Geschichte gehört die Gründung des Partito Comunista Italiano (PCI) im Jahre 1921. Sie ist nicht richtig zu verstehen ohne die russische Revolution und die Gründung der Dritten

Internationale, muss also zweifellos in der Perspektive des «Impact of the russian revolution[14]» betrachtet werden. Wie sehr aber dennoch Ideologie und Gestalt des PCI von inneritalienischen Voraussetzungen präformiert und bedingt sind, zeigt nun die auf drei Bände angelegte «Storia del Partito comunista italiano» von *Paolo Spriano*[15], von denen die zwei ersten erschienen sind, die die Zeit von 1921 bis 1935 betreffen.

Zwischen 1919 und 1921 vollziehen sich im Gefolge der revolutionären Impulse der russischen Umwälzung und des Herbstes 1918 die Spaltungskämpfe innerhalb der sozialistischen Partei. Zunächst versuchte Lenin von Moskau aus, die Sozialisten gesamthaft auf den neuen Kurs einzuspuren, bleibt dann aber doch auf den linken Flügel verwiesen. Spriano zeigt, dass Bordiga, der Gründer und erste Führer des PCI, für seine kommunistische Fraktion eigenständige Ziele entwickelt hatte, bevor ihn Lenin zur Lossagung vom mehr reformistischen Flügel der Sozialisten veranlasste. Dennoch entgeht Spriano zuweilen nicht der Gefahr, das Autochthone im italienischen Kommunismus zu überwerten, insbesondere dann, wenn er die Trennung des PCI von den Sozialisten mit Togliatti kurzweg als «historisch notwendig» (Bd. 1, S. 86) bezeichnet. Dass sich der nach der russischen Revolution neu erwachte revolutionäre Flügel im italienischen Sozialismus auch ohne die Hand Moskaus Bahn zu brechen vermocht hätte, bleibt jedenfalls sehr zweifelhaft. Spriano äussert sich zur Frage des Moskauer Einflusses nur vage. Die notwendige Ergänzung und Korrektur in der Gewichtung des Komintern liefert die Studie von *Helmut König*[16] über «Lenin und der italienische Sozialismus 1915 bis 1921», die aber ihrerseits der Einseitigkeit nicht entgeht und den Einfluss Moskaus überschätzt.

Obwohl Sprianos grossangelegte Untersuchung als offiziöse Selbstdarstellung der Geschichte des PCI gilt, liegt hier ein historisches Werk von bemerkenswerter Objektivität und einer überraschenden Reichhaltigkeit der Gesichtspunkte vor. Es stützt sich auf grossenteils unveröffentlichtes Material aus dem Parteiarchiv und zahlreicher privater Nachlässe, wobei der Dokumentensammlung des ehemaligen Komintern-Sekretärs Jules Humbert-Droz, der von den in und für Moskau verfassten Schriftstücken vorsorglicherweise immer eine Kopie an seine Mutter in Neuenburg geschickt hat, höchste historische Bedeutung zukommt.

Der erste Band reicht bis zum Jahre 1926, also bis zu jenem Wendepunkt, da die erste Phase der Konsolidierung durch äusseren Zwang endet und die Parteiarbeit wegen des Verbots und der Verfolgung durch Mussolini in den Untergrund verlegt werden musste. Bemerkenswert ist Sprianos freimütige Kritik an der sturen Haltung Bordigas, der nach 1921 jegliche Zusammenarbeit mit den Sozialisten im Kampf gegen den Faschismus ablehnte; Spriano zögert nicht mit dem Urteil, Bordiga habe dadurch die Widerstandskraft des «italienischen Proletariats» gegen das faschistische Regime entscheidend geschwächt (Band 1, S. 273 ff). Der zweite Band beschlägt die Jahre 1926 bis 1935 und schildert im wesentlichen die zähen Bemühungen, das Netz der Partei in der «clandestinità» zusammenzuhalten und den aktiven Widerstand gegen Mussolini fortzuführen. Hier ist

nun allerdings eine gewisse Tendenz zur Apologie des neuen Parteiführers Antonio Gramsci nicht zu übersehen, der jetzt seine spezifisch italienische Theorie einer «Allianz der Bauern und Arbeiter» im PCI zu realisieren versuchte.

Bereits im ersten Band liess Spriano jenen Parteigängern, die gegen 1930 auf Veranlassung Moskaus aus dem PCI ausgestossen wurden, wenig Gerechtigkeit widerfahren. In erster Linie ist da an das Schicksal Angelo Tascas zu erinnern. Seine wichtige Rolle bei der Gründung des PCI wird zu marginal behandelt. Denn von Anfang an stand sein Hauptinteresse im Gegensatz zu den Richtlinien Moskaus: Tasca hat, unbeirrt von den Schwenkern der Komintern, immer die antifaschistische Einheitsfront mit den Sozialisten gesucht. Eben wegen dieses seines Willens, primär einen antifaschistischen und nicht einen antisozialistischen Kampf zu führen, wurde er von der Parteileitung allmählich isoliert und 1929 auf Veranlassung Stalins aus der Partei ausgestossen. Seither haben ihn die Parteioffiziellen immer wieder mit bemerkenswertem Unverständnis verketzert, zuletzt noch *Togliatti* in seinem Buch über die «Formazione del gruppo dirigente del partito comunista italiano nel 1923/24». Gerade diese von Moskau gewollte und gebilligte Inquisition gegen Abweichler, ihre Kaltstellung, zeigt, wie sehr die anerkannten Parteiführer Gramsci und sein Nachfolger Togliatti immer auch die Männer Moskaus, die von Moskau abhängigen Männer waren. Es ist dies ein Aspekt, den Spriano teilweise unterbewertet oder doch zuwenig herausstellt, obwohl es an den Quellen, die diese Realität erhärten, nicht fehlt[17].

Information über die Republik

Sprianos Darstellung der Kommunistischen Partei Italiens hat hier auch deshalb Erwähnung gefunden, weil ohne die Kenntnis der Geschichte des PCI und seiner hervorragenden Rolle im italienischen Widerstand das politische Gewicht nicht verständlich wird, das dem Kommunismus seit der Gründung der Republik in Italien zukommt. Als Widerstandsgruppe verfügten die Kommunisten nach dem Sturz Mussolinis über eine Organisation, die sich beinahe auf das ganze Land erstreckte und deshalb in den Partisanenkämpfen zur Befreiung Norditaliens oft den Ton angeben konnte. Ein gewisser Heldenmythos des Widerstands, der der Partei damit zuwuchs, hat ihr in der Nachkriegszeit allen Rückschlägen des internationalen Kommunismus zum Trotz eine grosse Anhängerschaft erhalten. Der Stimmenanteil der Kommunisten in den Wahlen der italienischen Republik hat seit 1948 immer mehr als einen Fünftel betragen und in den sechziger Jahren die 25-Prozent-Grenze überschritten. Die italienische ist zur profiliertesten KP Westeuropas geworden.

Das heisst nun allerdings nicht, dass der PCI zur Lösung der Probleme dieser italienischen Republik viel beigetragen hätte. Wie die Repubblica Italiana überhaupt den Sieg über die Monarchie davongetragen, welche Institutionen sie sich gegeben, welche Probleme sie in Angriff genommen und welchen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Weg sie zurückgelegt hat, darüber informiert jetzt ausgezeichnet ein Buch des bereits erwähnten italienisch-amerikanischen Universitätsdozenten *Giuseppe Mammarella*. Dessen 445 Seiten umfassende Studie über «L'Italia dopo il

fascismo, 1943–1968[18]» ist die erste adäquate Rekonstruktion der Ereignisse seit Mussolinis Entlassung durch den König im Jahr 1943. Die Monarchie als Institution fiel zweifellos dem Versuch ihres damaligen Repräsentanten Vittorio Emanuele III zum Opfer, das autoritäre Regime Mussolinis in eigener Verantwortung fortzusetzen. In seine neugebildete Regierung nahm der König praktisch keine Antifaschisten auf, auch nicht solche, die ihre Monarchietreue nie verleugnet hatten. Logischerweise machte der König damit praktisch alle Antifaschisten zu Feinden der Monarchie. In einem Referendum trug die Republik den Sieg davon, und Vittorio Emanuele musste ihr weichen.

Die Anstrengungen jener Antifaschisten alter demokratisch-republikanischer Observanz, die den Partito d'Azione gründeten und mit ihrem Programm auf eine durchgreifende institutionelle und rechtliche Erneuerung des Landes abzielten, scheiterten unter anderem am Widerstand der Christlichdemokraten und der Kommunisten, die gemeinsam die Verwirklichung eines laizistischen Staates verhinderten. Die Monarchie war zwar verabschiedet, aber der politische Klerikalismus, der durch das Konkordat mit dem faschistischen Staat ebenfalls kompromittiert war, konnte dank einer neuen Führungsgruppe um De Gasperi, die aus dem katholischen Widerstand kam und an die Tradition des katholischen Partito popolare von vor 1922 anknüpfen konnte, sein Potential in neuer Form in die Republik einbringen. De Gasperi wuchs als Führer der neuen katholischen Massenpartei zur politisch dominierenden Figur der ersten Nachkriegsjahre heran. Ihm gelingt mit dem Wahlerfolg von 1948 die Ausschaltung der Kommunisten aus der Regierung, die seither zusammen mit den Parteien auf der äussersten Rechten (Monarchisten und Neofaschisten vorab) auf die Rolle der Opposition verwiesen blieben.

Der gemässigte, demokratische Kurs der Regierung war seit 1948 – immer unter dominanter Position der Christlichdemokraten – zunächst getragen von Zentrumskoalitionen. Die Ereignisse von Ungarn im Jahre 1956 bewirkten eine klare Trennung der Sozialisten von den Kommunisten, was zwei Jahre später die Bildung einer Zentrum-Links-Regierung möglich machte. Bei allen Erschütterungen vermag diese Koalition der gemässigten Kräfte (Christlichdemokraten, Republikaner, Sozialisten und Sozialdemokraten) mit einer im Lauf der Jahre leicht nach links verschobenen politischen Achse bis heute dem Land eine relative Stabilität, eine wirtschaftliche Blüte und einen sozialpolitischen Fortschritt zu sichern, wie sie auch Italien nie zuvor gekannt hat.

Mammarellas Studie ist unter dem Gesichtspunkt der Information das Beste, was über das Nachkriegsitalien greifbar ist, und übertrifft auch unter dem Aspekt der kritischen Wertung und Einstufung der Ereignisse bei weitem andere neuere Rekonstruktionsversuche, wie etwa jene des amerikanischen Historikers *Norman Kogan*[19] und seines um die italienische Geschichtsschreibung im übrigen sehr verdienten Kollegen *Denis Mack Smith*[20].

Hugo Bütler

[1]Storia della Letteratura Italiana, Bd. IX, Il Novecento, Verlag Garzanti, Mai-

land 1969. – [2]Von Labriola liegen jetzt endlich vor die Scritti politici 1886–1904, Universale Laterza Bd. 142, Bari 1970. – [3]Zur Industrialisierung das ausgezeichnete Sammelwerk: La formazione dell'Italia industriale, Libri del Tempo Bd. 112, Laterza, Bari 1970. – [4]In: Lenin, Sul movimento operaio italiano, Editori Riuniti, Rom 1970, S. 220. – [5]Laterza, Bari 1969. – [6]Marsilio Editori, Padua 1969. – [7]Zur Haltung der Sozialisten das Sonderheft der Rivista storica del socialismo «Il PSI e la grande guerra», Heft 32 Jg. X, Florenz o. J. – [8]Luigi Albertini, Epistolario 1911–1926, a cura di Ottavio Bariè, 4 Bde., Arnoldo Mondadori, Mailand 1968. – [9]Luigi Einaudi, Cronache economiche e politiche di un trentennio, zahlreiche Bände, Einaudi Editore, Turin 1960 ff. – [10]G. Giolitti, Discorsi parlamentari, 4 Bde., Rom 1953–1956. – [11]Dalle carte di G. Giolotti, Quarant'anni di politica italiana, 3 Bde., Feltrinelli, Mailand 1963. – [12]Luigi Albertini, Venti anni di vita politica, 5 Bde., fotomechanischer Nachdruck, Zanichelli, Bologna 1969. – [13]Le origini della guerra del 1914, 3 Bde. Bocca, Mailand 1943, auch in englischer Übersetzung vorhanden. – [14]The impact of the russian revolution 1917–1967, The influence of bolshevism on the world outside Russia. Mit einem Vorwort von A. J. Toynbee, London 1967. – [15]Paolo Spriano, Storia del partitio comunista italiano, Bd. 1: Da Bordiga a Gramsci, Einaudi, Turin 1967; Bd. 2: Gli anni della clandestinità, 1969. – [16]Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte der Kommunistischen Internationale, Böhlau, Tübingen-Köln-Graz 1967. – [17]I primi dieci anni di vita del partito comunista italiano. Documenti inediti dell'archivio Angelo Tasca in Annalen des Feltrinelli-Instituts, 8. Jg. (1966), S. 3–1078. – [18]Il Mulino, Bologna 1970. – [19]Norman Kogan, L'Italia del dopoguerra, Storia politica dal 1945 al 1966, Universale Laterza, Bari 1968. – [20]Denis Mack Smith, Storia d'Italia 1861–1969, Universale Laterza, 3 Bde. Bari 1969.

GEORGE SAIKO

Persönlichkeit und Leben *George Saikos* (1892–1962) geben manche Rätsel auf; sein – quantitativ kleines – Schaffen entspricht, sieht man vom Stofflichen ab, kaum den üblichen Vorstellungen über österreichische Literatur. Saikos Produktion erstellt Konnexe zwischen dem düsteren Naturalismus Franz Nabls und Thomas Bernhards rücksichtsloser Entzauberung der Alpenwelt; der weitgeschwungene Verbindungsbogen berührt eher die Positionen des (älteren) Hermann Broch und des (jüngeren) Heimito von Doderer als die Franz Kafkas und Robert Musils. Impulse kamen unverkennbar her von James Joyce sowie William Faulkner. Der Hintergrund des sich darbietenden Weltbildes ist bedingt durch die Lehren Sigmund Freuds und C. G. Jungs. Es wurde – ohne Berührung mit dem Marxismus – sozialisiert und modifiziert durch das Erlebnis von Finis Austriae. In Zeitschriften versuchte Saiko eine Dichtungstheorie darzulegen, die mit dem Wesen seines Oeuvre nicht ganz übereinstimmt, das eher zu einer psychologisch tiefgründigen und frostigen Wirklichkeitsspiegelung tendiert als zu jenem «Magischen Realismus», den Saiko sich vindiziert hat. Inklination zum Manierismus lässt sich

vermuten, sehr gedämpft (sofern nicht geradezu überlagert) durch Teilhabe am Formkonservativen. Zwischen der Publikation der frühesten (naturalistischen) Erzählung und dem ersten Buch liegt ein fünfunddreissig Jahre umfassender belletristisch leerer Raum. Die langwierigen (abgeschlossenen) Universitätsstudien des in der Nähe von Komotau (Nordböhmen) geborenen, dem Militärischen durchaus nicht aufgeschlossenen Offizierssohns standen unter Leitung des Wiener Kunsthistorikers Max Dvořak (der als erster die Bedeutung des Manierismus für die abendländlische Kunst erkannt hat), führten zur Mitarbeit an der österreichischen Kunsttopographie und an der Verwaltung der berühmten Wiener Graphiksammlung «Albertina». Saiko, offenbar finanziell so gesichert, dass ihn der Wertverfall der Krone nicht tangierte, war in der Zwischenkriegszeit laut eigener Aussage zugehörig der «Nation der in Paris lebenden Fremden» und bezeichnete sich, obwohl österreichischer Staatsbürger, als Wahlengländer. Mysteriös ist, dass er, dauernd freundschaftlich verbunden mit dem jüdischen Emigranten Hermann Broch, im Jahr 1939, also in der Nazi-Zeit, Angestellter der «Albertina» werden konnte, nach Wiedererrichtung der Republik Österreich zum provisorischen Leiter dieses Instituts berufen (vermutlich, weil er der Résistance gegen die Nazis angehört und die Schätze der «Albertina» erfolgreich vor den Zugriffen der braunen Herren bewahrt hatte), 1950, nach Rückkehr des einstigen Direktors Dr. Otto Benesch fristlos amtsentsetzt, doch nach einem Prozess mit gesetzlicher Kündigungsfrist entlassen wurde. Im Jahr 1959 bekam Saiko den Preis der Stadt Wien, 1962 – postum – den Grossen Österreichischen Staatspreis. Der Titel des Romans «*Auf dem Floss*» (1948) deutet an, dass der Restbestand einer vor dem Zerfall der Donaumonarchie sinnvoll gewesenen, weil organisch gewachsenen feudalen Gesellschaft ins Gleiten gekommen ist, auf dem trüben Strom der Zeit ins Ungewisse wegtreibt. Joschko, der riesenhafte Diener, ist eine Art potenzstarkes Über-Ich des Fürsten Alexander Fenckh. In der Zeit nach 1928 wird die auf einem Gut in der Slowakei noch existente Symbiose von Hoch und Nieder gestört, vor allem durch die einst vom Fürsten verführte Zigeunerin Marischka, die dieser mit dem Urwaldriesen Joschko zwangsverheiratet. Sie vergiftet den Gatten und verhindert durch Versenkung der Leiche in den Schlossteich die dem sterbenden Joschko allergnädigst in Aussicht gestellte Gunst: er würde ausgestopft in einer Vitrine weiterhin die Portiersloge des Schlosses einnehmen. Die Buntheit der abenteuerlichen, durch Nebenhandlungen nicht ganz überzeugender Art komplizierten und gebremsten Geschehnisse überdeckt den geschichtsphilosophischen Gehalt der grotesk-allegorischen Grundfiguration: dass dem schwierigen Fürsten Fenckh der Versuch einer Bewahrung, will besagen Mumifizierung seiner abgelebten Welt, eine Form seines Über-Ichs, misslingt, weil er aus Schwäche die ihm bekannte Ermordung des Heiducken weder verhindert noch gesühnt hat. Auch im Raum der reaktionäre Lebensformen lange konservierenden Karpaten kann die einstens führend gewesene austriake Aristokratie nicht einmal eine Geste ihrer verklungenen Souveränität bewahren (eine Geste, die laut brieflicher Mitteilung Hermann Brochs an Saiko

vom 12. I. 1947 im späten achtzehnten Jahrhundert tatsächlich vorgekommen ist). Das politisch Exemplarische des erstaunlichen, doch keineswegs abstrusen Zentralereignisses hat Saiko durch überkomplizierte Komposition verunklart: jedem der zwölf Joschko-Kapitel folgen zwei die seelischen Gegenbewegungen vergegenwärtigende Abschnitte, was die Deutlichkeit des soziologischen Diapositivs in ein verwirrendes Kaleidoskop reduziert. Daher fand auch die neubearbeitete Edition von 1954 weder beim Publikum noch bei der Kritik echte Resonanz. Ob es einer 1970 in der Schweiz veranstalteten Reprise besser ergehen wird[1]? Das Buch vom «*Mann im Schilf*» (1955) ist Versuch einer tiefenpsychologischen Durchdringung des austrofaschistischen Chaos in den Tagen der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuss. Unterdrückte Bewusstseinsschichten archaischer Natur brechen durch und zerstören den zivilisierten Lack einer rationalistisch gemanagten Gesellschaft. Wirtschaftliche Nöte und der Wunschtraum ihrer Behebung durch die Österreichs Selbständigkeit eliminierende Machtpolitik Hitlers vernichten die letzten Reste individueller Freiheit und eines persönlichen Ethos; Existenzangst siegt über moralische und menschliche Werte, der Staat wird ein perfides Bezugsgeflecht zwischen Korruption und Sadismus, zwischen Masochismus und Anpassung, zwischen Bedenkenlosigkeit und Feigheit. Nicht einmal die gegen diese Untergangsatmosphäre Gefeiten – Touristen und Auslandsösterreicher – können sich dem entziehen, was von den Dienern einer unfreiwillig existierenden, doch um ihr Bestehen hartnäckig kämpfenden, eher unsozialen denn sozialen Symbiose gesagt wird: «Geduckte Beamte, völlig auf ihre Stellung angewiesen, von jedem neuen Regime bespitzelt, die nicht wissen, welche Gesinnung sie jetzt zur Schau tragen sollen ...» Der Roman bietet Voraussetzungen für prosaepische Bewältigung eines wichtigen politisch-zeithistorischen Themas, das bisher kaum ästhetisch bewältigt, d. h. bloss mit den Mitteln des üblichen Romans dargestellt wurde. Leider hat Saiko das Thema überbelastet und unterminiert, ihm eine Tiefgründigkeit abgefordert, die keineswegs sinnlos ist, es indessen eher verunklart als erhellt. Der sexualpsychologische Bezug zum archaischen Kreta und zum minotaurischen Labyrinth (das eine Arbeitsgruppe englischer Forscher, die sich vorübergehend im Salzburger Land aufhält, zu ergründen bemüht gewesen ist) überzeugt kaum als Gleichnis des latenten, mit allen Finten balkanischer Partisanen geführten Bürgerkriegs. Das Intrikate der überdifferenzierten Komposition verwirrt auch den ausdauernden Leser und gefährdet ein besseres Verständnis der betonten Hintergründigkeit. Der im Schilf eines Salzburger Sees verborgene Mann, den die intern sich befeindenden Gruppen verfolgen (einen Sündenbock für ihre Ängste und Untaten), den die Leute um den Archäologen Sir Gerald retten (wobei es ein Todesopfer gibt), bleibt, als titel- und daher sinngebende Figur gedacht, zu unbestimmt, zu mysteriös, ist ein Rätsel, keine Aufschlüsselung. Dauernder Besitz des Lesergedächtnisses aber werden sehr bodenständige Gestalten, vor allem der Ministerialrat Mostbaumer, eine ebenso lebendige wie wirklichkeitsnahe Verkörperung des Urbösen (an dem gemessen Qualtingers «Herr Karl»

ein Waisenknabe ist), einer der beamteten Illegalen, Wegbereiter des Einbruchs des Dritten Reiches in das ungefestigte Gefüge eines unfreiwillig entstandenen Staates, und der Rittmeister Felix, verbitterter ehemaliger k. u. k. Offizier, der in die Politik geht (weil er nicht mehr Feschak sein kann), zynisch nur an Gewalt glaubt und durch sie fällt. Eindrucksstark auch das Ensemble der oft ihre Rollen vertauschenden Beschützer und Feinde des Ständestaates, ob es nun korrupte Minister, bestechliche Dorfbürgermeister, ängstliche Gendarmen, anpassungsfähige Bundesheerkommandanten oder operettenhaft wirkende ländliche Milizionäre sind. In diesen Teilen des Buches ist eine – durch Rückblicke in entscheidende seelische Komplexe mancher Personen verdichtete – Intensität vorhanden, die wünschen lässt, dass Saiko auf das eher angeklebte denn innerlich notwendige Magische verzichtet hätte, welches die Bewältigung des Labyrinths hemmt und in die – keineswegs amüsante, eher degoutante – Nähe dessen führt, was in der österreichischen Umgangssprache «Palawatsch» und «Remasuri» heisst. Das angestrebte Gemälde des mit braven Sonntagsschulsprüchen dekorierten, Biederkeit vorgebenden austrofaschistischen Infernos droht in ein makabres Schaubuden-Panorama zu entarten. Das runde Dutzend der Erzählungen, gesammelt in den Bänden «*Giraffe unter Palmen*» (1962) und «*Der Opferblock*» (1962), verdeutlicht, dass die zur Konzentration nötigende prosaepische Kleinform Saiko ästhetisch günstigere Aussagemöglichkeiten geboten hat denn die beiden Romane, dass durch sie auch die mythische Intention glücklicher hätte verwirklicht werden können. Doch bleibt evident, dass die früheste, naturalistisch gerichtete Erzählung «*Das letzte Ziel*» (veröffentlicht 1913 in der sehr anspruchsvollen Innsbrucker Zeitschrift «Der Brenner») das Gesamt der Kleinepik überragt.

Ernst Alker

[1] George Saiko, Auf dem Floss, Benziger Verlag, Zürich 1970.

DER DEUTSCHE ESSAY

Zu Ludwig Rohners Anthologie

Mit seiner Monographie «*Der deutsche Essay*. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung» hat der St. Galler Germanist Ludwig Rohner vor fünf Jahren einen neuen Abschnitt sowohl in der kritischen Analyse als auch in der synthetischen Wesensbestimmung dieses schwierigen Genus markiert[1]. Im Anschluss an seine Untersuchung hat er es unternommen, in einer umfangreichen Sammlung die deutschen Essayisten selber zu Worte kommen zu lassen. Die vierbändige Anthologie, die nun vollständig vorliegt, bildet das gewichtige Gegenstück zur Monographie und ist zugleich von her-

vorragendem Eigenwert[2]. Die rund hundert ausgewählten Texte – insgesamt über zweitausend Seiten – belegen Zug um Zug die vielfältigen und gelegentlich auch kontradiktorischen Charakteristika des Essays, wie sie Rohner im Verlauf seiner Studie herauskristallisiert hat, und sie illustrieren in ihrer zeitlichen Anordnung nicht weniger treffend die geschichtliche Evolution der Gattung im deutschen Sprachgebiet. Man kann die einzelnen Stücke also in einem diachronischen wie auch in einem synchronischen Zusammenhang lesen, wobei sich in beiden Fällen ein interessantes Muster teils konvergierender, teils divergierender Merkmale ergibt, wie sie sich bei einer vergleichenden Betrachtung auch in anderen Literaturen mannigfach nachweisen lassen.

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg schrieb Gustav René Hocke: «Wer die europäische Literatur der letzten Jahre aufmerksam verfolgt, stösst allenthalben auf ein Schrifttum, das für die geistige Problematik des Zeitalters charakteristisch ist: auf den Essay[3].» Das Wort von der essayistischen Epoche – in negativer Schattierung von der feuilletonistischen, was nicht gleichbedeutend zu sein braucht – ist seither allgemein in Umlauf gekommen. Rohner gibt der Versuchung, solche europäische und universale Perspektiven des Essays auszuziehen, nicht nach, sondern hält sich innerhalb der Sprachgrenze, die er freilich nie im Sinn einer deutschen «Nationalliteratur» interpretiert (der «deutsche» erweist sich in vielen kennzeichnenden Beispielen als ein österreichischer oder ein deutschschweizerischer Essay). Dass die von ihm untersuchte und dokumentierte Gattung letztlich in einen grösseren europäisch-amerikanischen Kontext gehört, ist aber auch bei ihm immer wieder zu spüren. Von allen in der deutschen Literatur praktizierten literarischen Genera verweist ja gerade der Essay formal und thematisch sozusagen in Permanenz auf den Begriff der Weltliteratur. Trotzdem ist die Beschränkung Rohners zu begrüssen. Indem er sich auf das eine Sprachgebiet konzentriert, gelingt es ihm, den Reichtum der deutschen Essayistik sichtbar zu machen, unbekannte und halb vergessene Dimensionen zu zeigen, Bücher und Autoren zu rehabilitieren, ein wichtiges Stück literarischer Vergangenheit zu «bewältigen» und damit auch neue Ausblicke zu eröffnen. Dank seiner Arbeit am und im einzelnen sehen wir nun, in welchem Mass der deutsche Essay an der europäischen Tradition teilhat und diese mitträgt.

Was ist der deutsche Essay? Rohner gibt in der Einleitung zur Anthologie («Versuch über den Essay») eine Definition, die er «aus einigen hundert Beispielen» gewonnen hat und in der wir so etwas wie die Quintessenz seiner Gattungsmonographie sehen dürfen: «eine eigenständige literarische Gattung, ... ein kürzeres, geschlossenes, locker komponiertes Stück betrachtsamer Prosa, das in ästhetisch anspruchsvoller Form einen einzigen, inkommensurablen Gegenstand kritisch deutend umspielt, dabei am liebsten reihend, verknüpfend, anschauungsbildend verfährt, den fiktiven Partner im geistigen Gespräch virtuos unterhält und dessen Bildung, kombinatorisches Denken, Phantasie erlebnishaft einsetzt.» Soweit also das Abstrakte, Begriffliche. Vor der Definition stehen die Beispiele, die Texte. Sie stehen aber auch nach ihr, als Belege, Beweise, Zeugnisse. Wie konkretisiert sich

also dieser deutsche Essay in der Anthologie?

Der Herausgeber zentriert seine Auswahl auf eine mittlere Gruppe, die er mit «Klassiker des deutschen Essays» überschreibt, ohne mit dieser Bezeichnung von vornherein ein Werturteil zu verbinden. Sie umfasst den ganzen zweiten Band, zeitlich die Jahre zwischen 1834 (Carl Friedrich von Rumohr: «Aus der Schule der Höflichkeit») und 1891 (Franz Xaver Kraus: «Vittoria Colonna»), also im wesentlichen das 19. Jahrhundert seit dem Tode Goethes. Unter den Autoren finden sich berühmte Namen wie Gervinus, Ranke, Helmuth von Moltke, Herman Grimm, Jacob Burckhardt, Nietzsche, Fontane, Mommsen, und weniger bekannte wie Fallmerayer, Goltz, Döllinger, Kuno Fischer. Mindestens drei Verfasser gelten traditionell als typische Vertreter der deutschen Essayistik und Feuilletonistik (zwei von ihnen figurieren auch in Hans Benders «Klassiker des Feuilletons[4]»): Otto Gildemeister, Ferdinand Kürnberger und Ludwig Speidel.

Der erste Band, «Essais avant la lettre», lässt das gewaltige Präludium vernehmbar werden. Dichter und Philosophen der Klassik und Romantik – Kant, Herder, Lessing, Wieland, Forster, Schiller, Wilhelm von Humboldt, die Schlegel, Jean Paul, Goethe, Schopenhauer usw. – bezeichnen die einzelnen Abschnitte. Es handelt sich nach Rohner um Essays, die ihrer Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit gleichsam noch nicht inne geworden sind, sich vom Aufsatz oder der kurzen Abhandlung mehr im Ergebnis als in der Absicht unterscheiden. Der Herausgeber legt sich auf keinen literaturgeschichtlichen Kanon fest. Görres, Carl Gustav Jochmann, Knigge oder Helferich Peter Sturz stehen neben den klassischen Vertretern der Goethezeit. Die Reihe beginnt, ganz unkonventionell, mit Johann Michael von Loens Versuch über «Die Schweiz im Jahre 1719 und 1724». Auch die berühmten Autoren sind mehrheitlich mit eher abseitigen Texten repräsentiert. Dieser Umstand verweist auf einen elementaren Vorzug dieser Anthologie: sie ist ein Lesebuch, das auf blosse Lesebuchstücke verzichtet und uns auf Schritt und Tritt im Bekannten das Unbekannte entdecken lässt.

Die letzten beiden Bände stehen unter dem Thema «Neuere deutsche Essays». Leitmotivisch ist ihnen ein Kapitel aus Robert Musils Hauptwerk vorangestellt, «Auch die Erde, namentlich aber Ulrich, huldigt der Utopie des Essayismus». Die Fülle der vorgelegten Texte lässt sich hier nur gerade andeuten. Von Sigmund Freud («Katharina») bis zu Erich Franzen («Die Krise der Sprache in unserer Zeit») entfaltet sich ein weites Panorama. Kulturkritisches und Kulinarisches, Wissenschaftliches und Schöngeistiges findet sich auf dem einen gemeinsamen Nenner sprachgestalteter Wirklichkeit im Dialog mit Umwelt und Mitmensch. Eingerahmt wird das Ganze durch je vier grundsätzliche Arbeiten, «Essayisten über den Essay» im ersten, «Essayisten über Essayisten» im vierten Band. Präzise und erschöpfende Bio-Bibliographien ergänzen die Texte. Alles in allem: ein mit Geist, Geschmack und philologischem Eros kunstvoll komponiertes Ensemble von hohem Rang.

Manfred Gsteiger

[1] Vgl. Die Gattung zwischen den Stühlen. Zu Ludwig Rohners Dokumentation

über den deutschen Essay. Schweizer Monatshefte 50. Jahr, Heft 1, April 1970, S. 90–92. – [2] Deutsche Essays. Prosa aus zwei Jahrhunderten. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Ludwig Rohner. Bd. I–IV. Neuwied u. Berlin: Luchterhand 1968 bis 1970. – [3] Der französische Geist. Die Meister des Essays. Leipzig: K. Rauch 1938, S. 24. – [4] Stuttgart: Reclams Univ.-Bibl. 1965.

SCHRIFTSTELLER UND POLITIK

Politisches Engagement des Schrifstellers ist nicht, wie viele meinen, eine Erscheinung, die heute besonders stark oder gar neuartig ist. Allein die Geschichte unseres Jahrhunderts zeigt mindestens zwei Schwerpunkte solchen Engagements: die Zeit während und unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, literatur- und kunstgeschichtlich erfasst unter dem Begriff Expressionismus, und dann wieder der Spanische Bürgerkrieg. Beide Epochen fanden in letzter Zeit neue Darstellungen, die hier zusammen angezeigt werden sollen.

«*Engagierter Expressionismus. Politik und Literatur zwischen Weltkrieg und Weimarer Republik*» ist der Titel des Buches von *Eva Kolinsky*[1]. Das Ziel dieser Arbeit wird im zweiten Untertitel zum Ausdruck gebracht: Eine Analyse expressionistischer Zeitschriften. In Berlin, München, später in Hamburg und Dresden, schliesslich auch in Zürich (wo mancher hinzog, «um von dort aus sein Land und Volk pazifistisch zu begeifern», wie Thomas Mann 1922 in einer Rede sich glaubte ausdrücken zu müssen) erschienen damals verschiedene Zeitschriften literarisch-kulturellen Inhalts. Einige davon verlegten den Schwerpunkt ihrer publizistischen Tätigkeit sehr bald auf politische Aktivität. Die Einschränkung des Buches wird noch genauer angegeben: es geht der Verfasserin vor allem um «einen begrenzten Aspekt: die utopischen Aspekte einer Erneuerung und die Ansätze politischer Aktivität, die unter dem Eindruck von Krieg und Revolution im deutschen Expressionismus entstanden.» Es war insbesondere die Kritik am Krieg, in der sich die meisten Stimmen der Dichter und Literaten einig waren. Von hier aus entstand, nunmehr bereits unter verschiedenen Blickpunkten, die Hoffnung auf eine bessere Welt nach dem Krieg. «Das Kriegsende ist (dann) der historische Fixpunkt der Utopie, Ende des Krieges und Beginn neuer Zeit scheinen identisch». Aber weder Kriegsende noch Revolution lösen die Probleme, und die meisten Kritiker sind – man kann vermuten: einmal negativ gestimmt – nicht in der Lage, die Vorteile der Republik zu sehen oder mindestens den politischen Wandel als solchen auch nur zu registrieren. Wie bisher gegen den Krieg, engagieren sich die Blätter ab 1919 gegen die Republik, bis ihre Kritik endgültig ins Leere stösst und sie (auch) daher eingehen.

Untersucht werden Pamphlete und Aufsätze, aber recht ausführlich auch

Gedichte. Dies ergibt die Möglichkeit, die einzelnen Blätter und die Bewusstseinslage ihrer Herausgeber zu charakterisieren. Zu Grunde gelegt werden hauptsächlich «Die Aktion», herausgegeben von Franz Pfempfert, «Die Weissen Blätter» von René Schickele und Herwarth Waldens «Sturm». Die Auswahl ist beschränkt, wenn man berücksichtigt, dass zwischen 1910 und 1919 jährlich drei bis vier Neugründungen literarischer Zeitschriften zu verzeichnen sind, neben den Theaterzeitschriften wie «Der Merker» (Wien), «Masken» (Düsseldorf) oder der Essner «Scheinwerfer», die alle auch aktuell-politische Fragen behandelten. Dennoch dürfte die von Eva Kolinsky zugrunde gelegte Fragestellung in der getroffenen Auswahl besonders deutlich hervortreten.

«*Schriftsteller in Waffen*» heisst das Buch, in welchem *Frederick R. Benson* das Thema «Die Literatur und der Spanische Bürgerkrieg» untersucht[2]. Dieser Bürgerkrieg war eine Machtprobe der faschistischen und kommunistischen Mächte. Es ist an der Zeit, dass wir uns Klarheit verschaffen über die tatsächlichen Ursachen und Zustände dieser Generalprobe des Zweiten Weltkrieges. Intellektuelle der ganzen Welt haben damals ihre Stimmen erhoben und versucht, durch ihre Kunst und durch aktives Eingreifen die Welt auf die Zustände aufmerksam zu machen oder sie zu ändern. Das wohl bekannteste Beispiel ist Pablo Picassos Bild «Guernica»; es entstand nach der Zerstörung des baskischen Städtchens Guernica am 26. April 1937 durch deutsche Bomber – wenn man will, dem ersten deutschen Luftangriff auf Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg.

Von der umfangreichen Literatur zu diesem Thema wählte der Autor die nachstehenden Werke zur Grundlage seiner Darstellung: Georges Bernanos, Die grossen Friedhöfe unter dem Mond; Ernest Hemingway, Wem die Stunde schlägt; Arthur Koestler, Ein spanisches Testament; André Malraux, Die Hoffnung; George Orwell, Mein Katalonien und schliesslich Gustav Regler, The Great Crusade (das nur englisch erschien).

Es sind Autoren unterschiedlicher Herkunft, die aber doch alle gegen den Faschismus eingestellt waren. Bensons Auswahl haftet etwas Zufälliges an, das sei nicht verschwiegen. Aber er versteht es, die verschiedenen Aspekte dieses Krieges, den Thomas Mann 1937 etwas vom «Schändlichsten und Skandalösesten, was die Geschichte aufzuweisen hat», nannte, sowie ihre Spiegelung in den genannten Werken aufschlussreich darzustellen.

In der «Bibliothek Suhrkamp»[3] sind fünf namhafte Autoren der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts je mit einem Band der Sammlung ihrer politischen Aufsätze vertreten. Hier liegt in handlicher Form ein Weg offen, sich mit der politischen Auseinandersetzung von Autoren ganz verschiedener Standpunkte zu beschäftigen.

Als erster Band erschienen bereits 1968 die «*Politischen Essays*» von *Heinrich Mann* – wohl zu Recht, denn sein politisches Engagement seit dem entscheidenden Aufsatz «Geist und Tat» (1910) war wohl wegweisend für manche Zeitgenossen. Der Aufsatz, zuerst in der «Neuen Rundschau» veröffentlicht, wurde damals mehrmals nachgedruckt, unter anderm im ersten Band von Kurt Hillers «Ziel-Jahrbuch». Und Heinrich Manns «Zola-Essay» – ein Bekenntnis zur Demokratie im ersten Weltkrieg geschrieben – sowie die da-

durch provozierte Stellungnahme des Bruders Thomas in den «Betrachtungen eines Unpolitischen» dürften zu den wichtigsten politischen Auseinandersetzungen von Schriftstellern gehören. (Der Zola-Essay ist zu umfangreich, um hier aufgenommen werden zu können – aber wäre es nicht angebracht, ihm einen eigenen Band in der «Bibliothek Suhrkamp» zu widmen?)

In den weiteren Bänden – alle 1970 – sind die «*Politischen Schriften*» von *Bertolt Brecht*, «*Gedanken zur Politik*» von *Hermann Broch*, «*Politische Betrachtungen*» von *Hermann Hesse* und «*Schriften zur Politik*» von *Thomas Mann* gesammelt. Eine etwas unsorgfältige Korrektur (u. a. falsche Paginierung im letzten Drittel des Brecht-Bandes) ist leider in diesen Bänden wieder anzutreffen. Die Wahl der Autoren und ihrer Beiträge ist indes gerade in einer zu Recht so renommierten Reihe wie der Bibliothek Suhrkamp sehr zu begrüssen. Abschliessend verweisen wir auf eine weitere Sammlung politischer Aufsätze, die Wolfgang Rothe bei dtv herausgab (dtv dokumente 625): Eine Auswahl der unter dem Stichwort Aktivismus 1915 bis 1920 hervorgetretenen Autoren, die in engagierten Zeitschriften zu Wort kamen[4]. Das Bändchen bildet nicht zuletzt eine sinnvolle Ergänzung zu der einleitend genannten Studie von Eva Kolinsky.

Christian Jauslin

[1] Eva Kolinsky, Engagierter Expressionismus. Politik und Literatur zwischen Weltkrieg und Weimarer Republik, Metzler Verlag, Stuttgart 1970. – [2] Frederick R. Benson, Schriftsteller in Waffen, Atlantis Verlag, Zürich 1969. – [3] Heinrich Mann, Politische Essays (1968), Bertold Brecht, Politische Schriften, Hermann Broch, Gedanken zur Politik, Hermann Hesse, Politische Betrachtungen, Thomas Mann, Schriften zur Politik, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1970. – [4] Wolfgang Rothe, Der Nihilismus 1915 bis 1920, dtv dokumente 625, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1969.

HINWEISE

Jugend und Gesellschaft

«Jede Gesellschaft ist verantwortlich für ihre eigene Jugend, auch wenn diese die Gesellschaft verrät, die sie zeugt.» So lautet die Quintessenz der «psycho-soziologischen» Studie einer Gruppe von Genfer Soziologen über «*Jugend und Gesellschaft*» (Benziger, Einsiedeln). Die Arbeit, unterstützt unter anderem vom Eidgenössischen Departement des Innern, bringt eine Fülle von Zahlenmaterial, das leider nicht immer sehr neu ist und wohl auch nicht unbedingt dazu beiträgt, dem Problem der Jugendrevolte beizukommen. Durch die sachliche Interpretation des statistischen Materials jedoch und auch durch den Versuch, «theoretische Politikmodelle» für die Auseinandersetzung mit der Jugend zu schaffen, werden die Autoren ihrem Ziel gerecht, mit dieser Broschüre ein Arbeitsinstrument zu schaffen, das zu weiteren Forschungen anregen mag.

Selbstbild des Schweizers

Das Bild, das sich ein Volk von sich selbst macht, das sogenannte «Autostereotyp», ist eine der wichtigsten Grundlagen der politischen und kulturellen Orientierung des betreffenden Volkes. Das Selbstbild des Schweizers war bisher – von Bö bis Guggenbühl – nur Gegenstand mehr oder weniger seriöser Reflexion. Nun legt *Rolf Sigg* eine erste wissenschaftliche Studie hierüber vor: «Das Autostereotyp des Schweizers» (Europäische Hochschulschriften, Reihe XX, Bd. 2, Verlag Herbert Lang, Bern). Obwohl nur eine Pilotstudie, verdienen Siggs Erkenntnisse grösstes Interesse, vor allem auch das auffallende Auseinanderklaffen der Vorstellungen in Stadt und Land.

Weltpolitik

Mit einiger Verspätung liegt jetzt auch der Band 1958–1960 der Jahrbuchreihe «Die internationale Politik» vor. Damit ist nun diese vom Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für auswärtige Politik im Verlag Oldenbourg, München, herausgegebene Reihe bis 1963 vollständig. Der vorliegende Band – ein kapitales Werk von fast 1200 Seiten – vermittelt Grundlageninformation für die internationale Politik der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts überhaupt, insbesondere kurze Abrisse über die wesentlichen Züge der Aussenpolitik der Staaten. Den Abschnitt über die Schweiz verfasste Max Nef.

*

Eine möglichst grosse Zahl wichtiger Artikel und Passagen aus Büchern einem breiten Leserpublikum zugänglich zu machen: Dies ist der Zweck der 4 Broschurbände umfassenden Anthologie «*The Strategy of World Order*» (World Law Fund). Die Herausgeber Richard A. Falk und Saul H. Mendlovitz legen, wie schon aus der Einteilung des Werks ersichtlich ist, den Akzent auf Konfliktslösung, Völkerrecht, UNO und Abrüstung. Die abgedruckten Beiträge stammen vorwiegend von amerikanischer Seite.

Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Dr. phil. Ernst Alker, 3000 Bern, Schosshaldenstrasse 22
Prof. Dr. phil. Dámaso Alonso, Madrid-Chamartin de la Rua, 33 Alberto Alocer
cand. phil. Hugo Bütler, 8006 Zürich, Rigistrasse 16
Dr. phil. Alfred Cattani, 8132 Egg, Brunnenwiesstrasse 3
Prof. Dr. phil. Manfred Gsteiger, 2034 Peseux NE, Château 21
Dr. phil. Christian Jauslin, Institut für Theaterwissenschaft der Universität Köln, D-505 Porz-Wahn
Dr. med. René Kaech, 4000 Basel, Benkenstrasse 7
Prof. Dr. phil. Thomas Molnar, New York 23, N.Y. 10025, 142 West End Avenue
Dr. oec. publ. Bernhard Wehrli, 8008 Zürich, Billrothstrasse 15
Prof. Dr. oec. publ. Josua Werner, D-7 Stuttgart-Hohenheim, Steckfeldstrasse 30